

Auch der vorliegende Band trägt in einem speziellen Bereich dazu bei, neue Blickwinkel zu beschreiben und methodische Probleme zu skizzieren. Nicht jeder Beitrag ist gleichermaßen gelungen, mancher zu einseitig auf einen bestimmten Blickwinkel fixiert, doch insgesamt überwiegen – nicht trotz, sondern wegen der Vielfalt – die Anregungen. Manche These wird sich methodischer Kritik zu erwehren haben.

Im Hinblick auf den Begriff „Botschaften“ sei darauf hingewiesen, daß gewiß nicht die gesamte Sachkultur in kommunikativer Absicht produziert wurde. Nicht für jedes Merkmal läßt sich ohne weiteres annehmen, es enthalte eine unmittelbare „Mitteilung“ an die Zeitgenossen. Es bedarf vielmehr einer detaillierten, methodisch nachvollziehbaren Analyse, bevor im Einzelfall mehr Argumente für oder gegen eine solche These sprechen. Kommunikations- und handlungstheoretisch müssen des weiteren jeweils Beteiligte und benutzte Medien berücksichtigt werden, um dem komplexen Wechselspiel auf die Spur zu kommen. Außerdem sind weitere Überlegungen anzustellen, inwieweit andere Ursachen und Mechanismen als die genannten vermutet oder ermittelt werden können. Gerade für die Untersuchung von Bestattungen ermöglichen Kommunikations- und Literaturtheorie Interpretationsfortschritte in der Archäologie, wenn neben möglichen Symbolen beteiligte Gruppen, vollführte Handlungen und vollzogene Rituale Berücksichtigung finden. Dann erscheint das Grab nicht mehr als „Spiegel des Lebens“ oder als „Jenseitsausstattung“, sondern als Überrest komplexer Handlungen, die mit dem oder der Toten zu tun hatten, die Familie und die Lokalgesellschaft einbezogen sowie neben Realitäten auch Wünsche und Vorstellungen ausdrückten.

Viele „Botschaften“ der Zeitgenossen werden von Archäologen niemals mehr verstanden werden können, weil ihnen der kulturspezifische Schlüssel fehlt oder der Kontext unscharf bleibt. Das ist eine skeptische, methodisch vorsichtige Position. Viele strukturelle Verhältnisse und Zusammenhänge, die den Zeitgenossen nicht bewußt waren und mangels Reflexion oder Horizont auch nicht sein konnten, lassen sich im Nachhinein entdecken – ohne daß sie beliebige oder gar irrelevante Rekonstruktionen wären. Das ist eine optimistische, ebenfalls gut begründete Position. Es dürfte für die Archäologie von Vorteil sein, beide Aspekte analytisch deutlich zu unterscheiden sowie kulturanthropologische Anregungen der Nachbar-disziplinen aufzunehmen (Hahn; Jung).

D-79085 Freiburg i. Br.
Belfortstraße 22
E-Mail: sebastian.brather@ufg.uni-freiburg.de

Sebastian Brather
Albert-Ludwigs-Universität
Institut für Ur- und Frühgeschichte und
Archäologie des Mittelalters

MATTHIAS HARDT/CHRISTIAN LÜBKE/DITTMAR SCHORKOWITZ (Hrsg.), *Inventing the Pasts in North Central Europe*. The National Perception of Early Medieval History and Archaeology. Gesellschaften und Staaten im Epochenwandel, Band 9. Peter Lang, Europäischer Verlag der Wissenschaften, Frankfurt am Main 2003. 50,10 €. ISBN 3-631-50538-8; US-ISBN 0-8204-6091-5; ISSN 0941-7389. 344 Seiten mit 55 Abbildungen.

Der Buchtitel ist identisch mit dem einer internationalen Konferenz, die im Jahr 2000 im Geisteswissenschaftlichen Zentrum Geschichte und Kultur Ostmitteleuropas in Leipzig stattfand. Veranstalter war das dortige Arbeitsgebiet *Germania Slavica*, Idee und Konzept gingen auf Gespräche zwischen deutschen und polnischen Archäologen und Mediävisten zurück.

Ziel der Veranstalter war es, einen Beitrag zur Überwindung von Trennlinien zu leisten, die durch ältere Forschungstraditionen entstanden sind. Außerdem, so das Vorwort, sollten die in den jeweiligen Forschungszusammenhängen entstandenen Vorstellungen über den Charakter der einzelnen mittelalterlichen Gesellschaften untersucht werden.

Befreiung von nationalen Vorurteilen der Vergangenheit bei Untersuchungen zur Geschichte der Landschaften östlich von Elbe und Saale ist nur in interdisziplinärer Zusammenarbeit möglich. Die wichtigsten Fächer sind Geschichtswissenschaft, Archäologie und Namenkunde. Im vorliegenden Band legen fünfzehn Forscher aus Finnland, Schweden, Dänemark, Polen, den USA und Deutschland ihre Thesen zur Thematik des Kongresses vor.

Die Beiträge sind naturgemäß sehr unterschiedlich in Form, Inhalt und Aussage. Rez. wird sich darauf beschränken, die für den überwiegenden Teil der Leser der „Germania“ wichtigen Aspekte zu betonen. Die Beiträge sind in 4 Themengruppen zusammengefasst: 1. Archäologie und Ethnizität; 2. Symbole von Ethnizität und ihre Wahrnehmung; 3. Die Bilder der anderen; 4. Nationale Wahrnehmungen von Geschichte im 20. Jahrhundert.

Jerzy Gąssowski behandelt die Frage, ob Ethnizität in der Archäologie greifbar ist. Neu ist diese Fragestellung ebenso wenig wie die Antwort, dass wir nämlich mit archäologischen Mitteln immer nur Zustände beschreiben können. Was „Volk“ in der Vergangenheit bedeutete, verlangt andere Forschungsansätze als der Formvergleich an archäologisch relevantem Fundgut. In diesem Zusammenhang wirft der Autor die Frage nach der Stabilität des Ethnos auf und stellt an Beispielen fest, dass große historische Ereignisse – Invasionen, Migrationen – zu ethnischen Veränderungen führen können, ablesbar an der Bildung neuer Formen. Das gilt für die Kultur der Germanen ebenso wie die der Slawen. Die Sprache bildet für Gąssowski das wichtigste ethnische Indiz, weil sie am wenigsten rasch veränderbar ist.

Sebastian Brather vertieft diesen Ansatz in seinem Referat zum Thema „Die Projektion des Nationalstaats in die Frühgeschichte. Ethnische Interpretationen in der Archäologie“. Vielleicht hätte dieser wissenschaftsgeschichtlich ungemein interessante Beitrag am Anfang des Bandes stehen sollen. In der nationalstaatlichen Fiktion stand der Gedanke der Homogenität von Kultur und Ethnos im Vordergrund und damit die Vorstellung einer Kongruenz von Kultur, Sprache, Ethnos und – *horribile dictu* – Rasse. Demgegenüber legt der Autor dar, dass „ethnische Identitäten [...] keine starren, unveränderlichen Konzepte [sind]. Sie wandeln sich mit den historischen Umständen und politischen Interessen, sodass mit unterschiedlichen Typen zu rechnen ist [...]“ (S.36). Dass antike und spätere Quellen keine einheitlichen ethnischen Bezeichnungen kannten, ist im Kontext dieses Symposiums eine notwendige Feststellung. Was also kann erst die Archäologie zu diesem Komplex beitragen? Als einzig möglichen Zugang zu ethnischen und anderen sozialen Identitäten sieht Brather die „Identifizierung der jeweils benutzten Symbole“ (S.40). Diese müssen aber „der schriftlichen Überlieferung entnommen werden und lassen sich nicht einfach aus dem archäologischen Kontext erschließen“ (S.40). Die Empfehlung an die Archäologen lautet folgerichtig, sich strukturgeschichtlichen und kulturgeschichtlichen Fragen zuzuwenden. Zugespitzt lautet die These des Verf., dass ethnische Identität „nicht die alles bestimmende Letztinstanz“ bildete.

Przemysław Urbańczyk fragt, ob wir eine „Archäologie zur Ethnizität“ brauchen. Wenn gleich die Versuche zur ethnischen Deutung eher eine Mythisierung der Vergangenheit zur Folge hatten, darf man auf eine mehrdimensionale Diskussion des Themas nicht verzichten. Allerdings sind Ergebnisse nur eingeschränkt zu erwarten, und zwar bei Berücksichtigung interdisziplinärer Vorgehensweise an geeigneten Modellen. Dazu zählt vornehmlich das Mittelalter. Die Rolle der Archäologie besteht darin, dass sie Einsichten in „ethnische Hintergründe“ (S.49) örtlicher Gemeinschaften gewähren kann. Zusammenfassend ist Verf. der Mei-

nung, dass unsere Vorstellungen vom Nationalstaat sich nicht auf die Vergangenheit übertragen lassen; den damaligen Menschen waren diese Gedanken fremd. Für die Herausbildung von Königtum, Wirtschaftszentren und der Christianisierung in Nordeuropa im 11. Jahrhundert war der ethnische Hintergrund durchaus unwichtig.

Das zweite Kapitel befasst sich mit den Symbolen der Ethnizität und ihrer Wahrnehmung. Klaus Randsborg sieht für Südsandinavien die vorgeschichtlichen Denkmale als traditionelle Bindeglieder zur Vergangenheit und konstatiert hier eine bemerkenswerte Auffassung von der kulturellen Kontinuität seit dem Mesolithikum innerhalb wechselnder Populationen Südskandinaviens. „Der Gegenstand der Archäologie sind die Ergebnisse menschlichen Handelns, die folglich deren kulturelle Identität repräsentieren – sei es im Flintartefakt oder in einer Statue ...“ (S.67). Und er kommt zu dem Schluss, dass die Frage der Identität – die ‚ethnische‘ Dimension – vielleicht nur von dem abhängt, was Menschen für wichtig halten. Jedenfalls: Archäologische Denkmale sind identitätsstiftend, ohne zugleich als ethnische Markierungen in Anspruch genommen zu werden.

George Indruszewski untersucht vor dem gleichen Hintergrund die Symbolkraft mittelalterlicher Schiffe und die Konstruktion eines historischen Paradigmas in Nord- und Zentraleuropa. Seit Entdeckung des Gokstadschiffes, dessen Nachbau und der damit erfolgten Atlantiküberquerung 1893 gelten Schiffe im skandinavischen Raum als nationale Symbole. Die Rezeption in bildlichen Darstellungen bis hin zur Abbildung auf der norwegischen 20-Kronen-Münze sind Belege dafür, welches Eigenleben diese Entwicklung entfaltete (S.75).

Volker Schmidt stellt die Überlieferungsgeschichte der sog. Prillwitzer Idole dar. Der Aufsatz hat den Untertitel „Rethra und die Anfänge der Forschung im Land Stargard“ (S.96). Es handelt sich um „Idolplastiken“ aus Bronze, die nicht nur die Heimatforschung seit dem 14. Jahrhundert (!) bis in die jüngste Zeit beschäftigten und die immer wieder in Begeisterung für alles Slawische als Nachweis der slawischen Provenienz von Rethra in Anspruch genommen wurden. Zumindest einige der Skulpturen sind Fälschungen.

Babette Ludowici leistet am Beispiel Magdeburg einen „Beitrag von Archäologie und Kunstgeschichte zur Rekonstruktion eines Geschichtsbildes“ (S.111). Sie setzt sich kritisch mit der Interpretation älterer Grabungsbefunde als Palast Ottos des Großen und deren Bestätigung durch die wissenschaftliche Autorität eines Walter Schlesinger auseinander. Neue Erkenntnisse haben demgegenüber gezeigt, dass es in Magdeburg keine profane Repräsentationsarchitektur in ottonischer Zeit gegeben hat, vielmehr war der dortige Königshof genauso bescheiden wie andere ottonische Pfalzen.

Einen ähnlichen Forschungsansatz verfolgt Arne Schmid-Hecklau bei seinen Untersuchungen zur ‚Reichsburg‘ Meißen (S.127). Allerdings konnten hier die Auffassungen der älteren archäologischen und historischen Forschung bestätigt werden, dass nämlich die Burg Meißen unter deutschem Machteinfluss im frühen 10. Jahrhundert als militärischer Stützpunkt angelegt wurde mit der Besonderheit, dass seit der Gründung „zeitweise slawische Truppen nordböhmischer Herkunft als Burgmannen eingesetzt waren“ (S.135).

Kapitel III. ist überschrieben mit „Die Bilder der anderen“. Der Aufsatz von Stine Wiell befasst sich mit den „Ansichten zur Vor- und Frühgeschichte aus dem 19. und 20. Jahrhundert“ im deutsch-dänischen Streit um die großen Moorwaffenfunde aus der Eisenzeit: Thorsberg, Nydam, Kragehul und Vimose. Die Verf. erkennt bei der Analyse der bildlichen Darstellung frühgeschichtlicher Vergangenheit in der Zeit zwischen 1863 und 1998 einige Haupttendenzen: die Abhängigkeit von den nationalpolitischen Beziehungen zwischen Dänen und Deutschen, die Thematisierung der wirtschaftlichen Entwicklung nach 1864 sowie soziale Perspektiven. Zugleich sind Veränderungen der Sichtweise in jüngster Zeit zu beobachten: das Zurücktre-

ten religiöser Momente ebenso wie des Militärischen. Die großen Moorfunde werden heute in Dänemark wie in Deutschland ideologiefrei betrachtet.

Von besonderem Gewicht ist der Aufsatz von Christian Lübke: „Barbaren, Leibeigene, Kolonisten: Zum Bild der mittelalterlichen Slawen in der deutschen Geschichtswissenschaft“ (S. 154). Der wesentlichste Faktor dieses Bildes ist die deutsche Ostsiedlung, die übrigens von den mittelalterlichen Zeitgenossen keineswegs als zusammenhängendes Geschehen wahrgenommen wurde. Verf. schildert die Veränderungen der Geschichtsschreibung und der dafür zur Verfügung stehenden Quellen beginnend mit Helmold von Bosaus *Slavenchronik* über Johann Gottfried Herders „Philosophie der Geschichte der Menschheit“ und Georg August von Schölzers „Kritische Sammlungen zur Geschichte der Deutschen in Siebenbürgen“ – beide frei von jeder Geringschätzung für das Nachbarvolk – bis zu den nationalistischen Darstellungen eines Heinrich von Treitschke mit seiner Glorifizierung der deutschen kolonialisatorischen Leistungen und etwa Rudolf Köttschkes und dessen Idee der germanischen Urbesiedlung in Ostdeutschland. Viele andere Namen wären in dem Zusammenhang zu nennen.

Nach dem Zweiten Weltkrieg spaltet sich die Geschichtsschreibung zunächst in Ost und West. Im Rahmen des in Marburg gegründeten Herder-Instituts spricht Hermann Aubin vom „Grenzraum des Abendlandes gegen Osten“, die DDR-Forschung ist geprägt durch eine grundsätzlich negative Haltung gegenüber der von Feudalherren getragenen „deutschen Ostexpansion“ (S. 188). Erst mit Walter Schlesinger ändert sich im Westen nicht nur die Terminologie. Anstelle von Ostkolonisation spricht man jetzt von Ostsiedlung, dann von Landesausbau. Schlesinger prägt die Formulierung von der „Wohn- und Siedlungsgemeinschaft von Deutschen und Slawen“. Sein Schüler Wolfgang Fritze spricht (1980) von der „wechselseitigen Durchdringung von slawischem und deutschem Ethnikum“ im Bereich der mittelalterlichen deutschen Ostsiedlung. Der Begriff *Germania Slavica* bestimmt fortan die wissenschaftliche Diskussion.

Matthias Hardt erläutert „Beispiele für den Blick der älteren deutschen Forschung auf slawische ländlich-agrarische Siedlungen des Mittelalters“ und konkretisiert in Teilen die Darlegungen von Christian Lübke. Wichtig ist dabei, dass die gesamte ältere Forschung ohne die Ergebnisse archäologischer Untersuchungen auskommen musste. Das änderte sich erst nach dem Zweiten Weltkrieg mit der besonders von Joachim Herrmann geförderten slawischen Archäologie in der DDR und dem Bemühen, „den Slawen den ihnen zustehenden Platz unter den Kulturvölkern des frühmittelalterlichen Europa zu schaffen“ (S. 208). Siedlungsuntersuchungen blieben allerdings rar. Die zusammenfassende Feststellung, dass künftige Untersuchungen auf eine nationale Zuordnung bestimmter Phänomene verzichten werden und die Klärung struktureller Wandlungsprozesse im Vordergrund zu stehen habe, ist sicher richtig.

Das IV. Kapitel hat die Überschrift „Nationale Wahrnehmung von Geschichte im 20. Jahrhundert“ (S. 211). Elaine Smolin befasst sich mit Litauen, dem Schnittpunkt baltischer, germanischer und slawischer Kulturen. Die besonders schwierige politische Situation des Landes blieb nicht ohne Folgen für die wissenschaftliche Archäologie. Die Schließung der Universität von Vilnius zwischen 1831 und 1919 ist dafür ein Beispiel. An ihre Stelle traten die Universitäten von Königsberg, Berlin, Freiburg, St. Petersburg und Moskau!

Derek Fewster schreibt über „Visionen nationaler Größe“ zwischen 1905 und 1945 in Finnland. Das Fehlen historischer Quellen erschwert das Anliegen der finnischen Mediävistik, ein öffentliches Verständnis einer uniformen Geschichte zu vermitteln. Ethno-Nationalismus gibt es in Finnland seit Mitte des 19. Jahrhunderts. Er beruhte auf der „Gewißheit eines ursprünglichen und unverfälscht präschwedischen Finnischums (*suomalaisuus*)“ (S. 241). Das blieb

auch so bis zum Ende des Betrachtungszeitraums und fand seinen Niederschlag besonders in populären visuellen Darstellungen. Finnischer Nationalismus bestimmte auch die Konstruktion finnischer Vergangenheit in Schulbüchern. Die Forschungsdefizite über die Zeit vor 1300 sind evident.

Leszek Paweł Ślupecki stellt die Frage, warum die polnische Historiographie die Rolle der slawischen Mythologie vernachlässigt hat. Er kommt zum Ergebnis, dass maßgeblich dafür die besondere Rolle Polens unter den slawischen Ländern im 19. und frühen 20. Jahrhundert war. Das einzige unabhängige slawische Land der Zeit war Russland; alle anderen waren von Deutschen, Österreichern, Ungarn und Osmanen beherrscht – und suchten Hilfe eben in Russland, während der polnischen Teilung natürlich vergeblich. Vor diesem Hintergrund nach gemeinsamen slawischen Wurzeln zu suchen, war nicht sinnvoll. Die Option eines Panslawismus als Instrument russischen Imperialismus war für Polen inakzeptabel. Der religiöse Gegensatz wirkte in die gleiche Richtung.

Dittmar Schorkowitz überschreibt seinen umfangreichen Beitrag „Rekonstruktionen des Nationalen im postsowjetischen Raum. Beobachtungen zur Permanenz des Historischen“. An dieser Stelle können nur wenige dieser Beobachtungen referiert werden: Die Bekenntnisse zur nationalen Identität an Stelle kommunistischer Lösungen, die Restauration der orthodoxen Kirche, die Nostalgie zur Romanow-Dynastie, die Blüte kosakischer Traditionsverbände, der Ersatz erfahrener Vergangenheit durch Geschichtskonstrukte. Antikisierende Theorien haben Konjunktur. So werden Turkmenen zu Nachfahren der Parther stilisiert. Schorkowitz dazu: „Mit Wissenschaft hat dies kaum zu tun, mit Politik allerdings viel“ (S.291). Dass in Weißrussland z.B. eine staatliche Geschichtspolitik betrieben wird, ist hinlänglich bekannt. In der Ukraine steht die Ethnogenese der Ostslawen und der Kiewer Rus im Sinn eines Anti-Normannismus im Zentrum national-ukrainischer Deutung. Die Anfänge des ukrainischen Volkes verknüpft man durch Analogiebildung durchaus mit der Tripolje-Kultur. Vergleichbare Absichten haben auch Nationen aus östlicher gelegenen Regionen auf der Suche nach ihren Wurzeln als Quelle ihrer Selbstvergewisserung in Asien (Kalmücken, Tataren).

Die russische Historiographie geht derweil in zwei Richtungen: Vergangenheitsbewältigung und Anrufung nationaler Traditionen. Zentrale wissenschaftliche Probleme sind die Frage nach der Herkunft der Ostslawen und die Entstehung des Kiewer Reiches. Als wahrscheinlicher Primärraum gilt die Region zwischen Weichsel, Dnjepr und Karpaten. Von dort dürfte die Abwanderung in Richtung Baltikum und Karpaten etwa um 570 erfolgt sein. Die Suche nach der Herkunft der Slawen wird verknüpft mit einem prähistorisch begründeten Bleiberecht. Damit ließen sich dann auch Vorstellungen von den Ackerbau-Skythen als Vorfahren der Slawen verknüpfen. Das andere Problem, die Entstehung der Kiewer Rus, hat unter den jeweiligen politischen Vorzeichen immer neue Deutungen erfahren. In postsowjetischer Geschichtsschreibung ist ein deutliches Abrücken von dogmatischen Positionen zu konstatieren. Das Ergebnis ist eine differenzierte Bewertung der Verhältnisse im Grenzsäum von Wald und Steppe. „Die Beziehungen der Ostslawen im Kräftefeld von Orient und Okzident sind dadurch einer objektiven Behandlung zugeführt worden“ (S.326).

Der Wert des vorliegenden Sammelbandes liegt in der fachlichen Breite und in der Berücksichtigung größerer geografischer und politischer Zusammenhänge und der Ausgewogenheit der Darstellung. Er sollte in keiner archäologischen Bibliothek fehlen.